

## Eine Kapuzinerpredigt

### Kommentar zu Orlinsky: Die nächsten 10 Jahre der Psychotherapieforschung – Eine Kritik des herrschenden Forschungsparadigmas mit Korrekturvorschlägen

**Autor**

**Horst Kächele**

**Institut**

Leiter der Abteilung für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin der Universität Ulm

#### Bibliografie

**DOI** 10.1055/s-2008-1067469  
Psychother Psych Med 2008;  
58: 1–2 © Georg Thieme  
Verlag KG Stuttgart · New York ·  
ISSN 0937-2032

#### Korrespondenzadresse

**Prof. Dr. med. Horst Kächele**  
Abteilung für Psychotherapie  
und Psychosomatische Medizin  
der Universität Ulm  
Am Hochsträß 8  
89081 Ulm  
horst.kaechele@uni-ulm.de

In einem wirklich lustigen französischen Film „Der Krieg der Knöpfe“ („La guerre des boutons“) wird ein kleiner Junge wiederholte Male in Streiche verwickelt und man hört ihn immer wieder sagen: „Wenn ich das gewusst hätte, wäre ich nicht mitgekommen“ („Si j'aurais su, j'aurais pas venu“). Träfe es wirklich zu, dass David Orlinsky, wenn er gewusst hätte, dass er, der soviel Substanzielles zur Entwicklung der Therapieforschung – zusammen mit seinem Freund und Kollegen Ken Howard – beigetragen hat, diese Entwicklung zu einer ‚Normal science‘ im Sinne von Th. Kuhn nicht begrüßt hätte, dann wären wir heute nicht da, wo wir nun angelangt sind. Die Etablierung der Society for Psychotherapy ging maßgeblich von diesen beiden damaligen Jung-Forschern aus, die als Reaktion auf ihren Ausschluss zu den ersten Konferenzen der American Psychological Association „Research in Psychotherapy“ [1–3] die Gründung einer für jedermann/frau offenen wissenschaftlichen Gesellschaft anregten.

Und doch darf es einen nachdenklich stimmen, wenn ein Mensch, der nun wirklich Berge von Forschungsberichten gelesen hat, wie D.O., nun als junger Älterer bekennt, „I really don't like to read psychotherapy research, in the normal sense of ‚reading‘.“

Sein Unbehagen richtet sich ganz offensichtlich nicht auf jede Form der Therapieforschung, sondern es zielt auf das Paradigma der RCT-Forschung: „the therapies to be studied are formulated as *manualized treatment procedures* that are designed to influence *specific types of psychological disorder*, and these procedures are to be studied under *controlled treatment settings* in experiments called *randomly controlled trials* (or RCTs).“

Deshalb ist es bedeutsam, dass D.O. von den Fallstricken (Trappings) der ‚Normal science‘ spricht. Er benennt die auch von deutschen Autoren (u. a.

Leichsenring, Buchholz, Kriz, Eckert) wiederholt angemahnte, sachlich nicht gerechtfertigte Schlussfolgerung, dass die „relative *efficacy* of these procedures in treating distinct and specifiable psychological or behavioral disorders, in controlled laboratory conditions, *determines* which form of therapy are most *effective* in clinical settings“. Dazu kommt eine nur selten gehörte statistisch argumentierende Warnung – die auch Ken Howard oft geäußert hat –, dass die zufällige Zuweisung zu Behandlungs- und Kontrollgruppe nur dann funktionieren kann, wenn wirklich große Stichproben herangezogen werden – aber wer hat die schon!

Seine Fastenpredigt zum Sündenregister der etablierten Therapieforschung ist lang und weitreichend, unnötig, es hier zu wiederholen. Der kulturtheoretische Hintergrund, dem wir alle verfallen sind – auch er selbst in seinen umfangreichen metaanalytischen Aufbereitungen der Process-Outcome-Beziehungen [4] – ist die Zerstückelung des ganzheitlichen Individuums, die durch eine Dekontextualisierung hergestellt wird. Nur dadurch kann ein Phänomen wie das des sogenannten Placeboeffekts zum wissenschaftlichen Problem werden, dessen Charme auch wortstarke Kritiker der Psychoanalyse und Psychotherapie [5] immer wieder verfallen. Die Gründe für diese Entwicklung, die D.O. aufführt, sind vielfältiger Natur, kulturell, psychologisch, historisch – d. h. durch die Verankerung der Psychotherapie in die Medizin – und last not least ökonomisch, d. h. die Abhängigkeit von den Geldgebern, das sind nun mal biomedizinisch orientierte Förderinstitutionen.

Sein Plädoyer für eine Abkehr vom Sündenpfuhl der medizinischen Verankerung, seine Empfehlung für einen neuen Weg zu einer wahren, evidenzbasierten Psychotherapie, die sich auf systematische, gut replizierte Forschung stützen soll, mündet konsequenterweise in die Empfehlung

für ein Paradigma, das adäquater als das bisherige aktuelles Erleben und gelebte Realität treffen soll.

Seine Empfehlungen an eine kommende Generation von jüngeren Therapieforschern zielen auf die Untersuchung einer professionell geführten heilenden Zusammenarbeit zwischen Personen; die eine leidet unter belastenden Anpassungsproblemen, die andere verfügt über klinisches Geschick, therapeutisches Talent und eine Motivation zu heilen. Offenkundig fließen hier seine Erfahrungen mit den jüngsten Orlinsky'schen Großprojekt ein, bei dem er zusammen mit dem Ko-Autor Rønnestad und einer Vielzahl von Mitarbeiterinnen auf vielen Ländern aus vielen Kontinenten ca. 5000 Psychotherapeuten dazu bewegen konnte, einen umfangreichen Fragebogen zu ihrer persönlichen beruflichen Laufbahn auszufüllen [6]. Gewiss resultiert aus dieser einzigartigen naturalistischen Studie zum Leben und Leiden von Psychotherapeuten aller Stufen der Karriere sein Schlachtruf: „The key requirement for a better research paradigm is, context, context, context.“ Der Fokus der Forschung sollte sich auf Patienten und Therapeuten in ihrem lebenspraktischen Kontext richten, und damit würde eine neue Arena der Forschung eröffnet werden, die in verstärktem Masse qualitative, ja sogar ethnografische Forschungsansätze berücksichtigen müsste. Gefordert wird von ihm eine Ausweitung, nicht eine Einengung auf immer schmalere, dafür besser messbare Aspekte. Diese Forderungen stoßen in der BRD gewiss auf eine bessere Resonanz, als in den USA, Orlinsky's Herkunftsland; schon immer wurde Therapiefor-schung bei uns breiter angesetzt und ausbuchstabiert. Psychotherapieforschung sollte sich bemühen, ein breites grundlagenwissenschaftliches Fundament zu schaffen, in dem viele Disziplinen zusammenarbeiten. Diese Programm lässt sich gut und gerne als eine ökologische Wende der Therapiefor-schung darstellen, wobei unter Ökologie das gesamte Habitat zu verstehen ist, m. a. W. das physische und soziale Milieu von Behandlungssettings. Diese Forderung würde besonders der bei uns gut etablierten stationären Psychotherapien zugute kommen, denn dort sind therapeutische Umwelten und therapeutische Beziehungen eng verschränkt [7]. Besonders liegt Orlinsky die Person des Therapeuten, jenseits von Technik am Herzen. Gewiss wird schon heute viel vom therapeutischen Bündnis gesprochen, doch er scheint hier Anspruchsvolleres im Auge zu haben. Für ihn verkörpert sich darin eine Art persönliche Synergie der Teilnehmer am therapeutischen Geschehen. Dies wird im Jargon vermutlich mit dem Spruch verknüpft, die Chemie müsse stimmen. Doch ist es nicht eine Überforderung, zu verlangen, dass diese Stimmigkeit sich gleichermaßen und bei allen Patienten einstellt. Wie lassen sich aggressiv aufgeladene Konstellationen durchhalten, wie lässt sich chronische Abwertung durch feindselig motivierte Patienten stimmig bestehen. Offenkundig besteht hier noch großer Forschungsbedarf mit innovativen methodischen Ansätzen. Ein Herzensanliegen Orlinsky's ist auch die Erweiterung unseres Blick jenseits der in der Regel relativ stabilen eigenen Mittelklassensituation, um auch die Kontexte zu reflektieren, die den Zugang zur Psychotherapie selbst alles andere als selbstverständlich werden lassen [8]. Der soziokulturelle Kontext von Psychotherapie wurde bei uns schon früh von dem Wiener Sozialpsychiater und Psychoanalytiker Strotzka zur Diskussion gestellt [9]. Es ging und geht um die „soziale Verantwortung des Psychotherapeuten“ für Bevölkerungsschichten, die aufgrund von mangelnder Bildung oder mangelnden Ressourcen nicht „psychothe-

rapie-affin“ sind, um diesen schrecklichen Ausdruck zu benutzen. Obwohl es dazu sehr wohl Studien gibt, seien diese den meisten Therapieforschern nicht bekannt. Wie zutreffend diese Kritik ist, muss jeder für sich selbst entscheiden; zutreffend ist jedoch auch bei uns dass Randgruppen, Kinder und Ältere, deutlich weniger Aufmerksamkeit der Scientific community erhalten, als gerechtfertigt wäre. Dies hat der Wissenschaftliche Beirat Psychotherapie in seinen Empfehlungen zur Forschungsförderung ausdrücklich aufgenommen.

Es darf als Glückfalls betrachtet werden, wenn ein „Elder statesman“ sich leidenschaftlich – sine ira et studio – zu dem Stand der Dinge äußert. Seine privilegierte Position besteht darin, aus der Rückschau ein fruchtbares Vorausschauen abzuleiten, Empfehlungen abzugeben, die er selbst nicht mehr einlösen muss. Es wird sich zeigen, ob die für die Weiterentwicklung des Feldes der Therapiefor-schung Verantwortlichen daraus Konsequenzen, ob sich die überstarke Fixierung auf das von Orlinsky kritisierte experimentelle Therapiemodell als einziges evidenzschaffendes Vorgehen überwinden lässt. Ansätze sind immerhin zu sehen, wenn man das Vorwort der Herausgeber eines neuen Werkes zu störungsorientierten Psychotherapie [10] genauer liest. Dort findet man, dass dem Konzept der störungsspezifischen Therapie, wie es durch das RCT-Modell massiv gefördert wurde (z. B. [11]), entgegen steht, „dass zahlreiche Elemente psychotherapeutischen Handelns, deren Wirksamkeit erwiesen ist, transnosologisch wirksam werden“ (S. V). Die große Psychotherapie-Debatte, wie sie Wampold [12] angeheizt hat, muss so nicht stattfinden, wenn die Anregungen, die Orlinsky zu geben hat, Gehör finden. Ob sie bei uns auf fruchtbaren Boden fallen, wird sich zeigen.

## Literatur

- 1 Rubinstein E, Parloff MB, Hrsg. Research in psychotherapy. Washington, D. C.: American Psychological Association, 1957
- 2 Luborsky L, Strupp HH, Hrsg. Research in psychotherapy. Washington, D. C.: American Psychological Association, 1962
- 3 Shlien JM, Hrsg. Research in Psychotherapy, Bd 3. Washington, D. C.: American Psychological Association, 1966
- 4 Orlinsky DE, Rønnestad MH, Willutzki U. Fifty years of psychotherapy process-outcome research: Continuity and change. In: Lambert MJ, Hrsg. Handbook of Psychotherapy and Behavior Change. New York: Wiley, 2004: 307–389
- 5 Grünbaum A. Der Placebo-Begriff in der Psychotherapie. In: Grünbaum A, Hrsg. Kritische Betrachtungen zur Psychoanalyse. Berlin: Springer, 1991: 326–357
- 6 Orlinsky DE, Rønnestad MH. How psychotherapists develop: A study of therapeutic work and professional growth. Washington, D. C.: American Psychological Association, 2005
- 7 Kächele H, Hölzer M. Therapeutische Umwelten und therapeutische Beziehungen in der Psychotherapie. In: Vandieken R, Häckel E, Mattke D, Hrsg. Was tut sich in der stationären Psychotherapie. Gießen: Psychosozial-Verlag, 1998: 175–187
- 8 Caspar F, Kächele H. Fehlentwicklungen in der Psychotherapie. In: Herpertz SC, Caspar F, Mundt C, Hrsg. Störungsorientierte Psychotherapie. München: Urban u. Fischer, 2008: 729–743
- 9 Strotzka H Hrsg. Neurose, Charakter und soziale Umwelt. Beiträge zu einer speziellen Neurosenlehre. München: Kindler Taschenbücher, 1973
- 10 Herpertz SC, Caspar F, Mundt C, Hrsg. Störungsorientierte Psychotherapie. München: Urban u. Fischer, 2008
- 11 Rief W, Exner C, Martin A. Psychotherapie. Ein Lehrbuch. Stuttgart: Kohlhammer, 2006
- 12 Wampold B. The great psychotherapy debate. Models, methods and findings. Mahwah, NJ: Verlag, 2001